



IM HELLEN TAGESLICHT  
ANDREA KERN

---

Andrea Kern, geboren 1968, ist Professorin für Philosophie an der Universität Leipzig. Sie studierte Philosophie, Germanistik, Film- und Theaterwissenschaften in Berlin, Paris und Bochum (Promotion 1998 an der FU Berlin). Von 1997–1999 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität van Amsterdam, von 1999–2006 wissenschaftliche Assistentin an der Universität Potsdam (Habilitation 2004 in Potsdam). Als Gastprofessorin war sie an den Universitäten in Chicago, Amiens, Wien und Frankfurt/Main tätig. Von 2007–2009 war sie Professorin für Kulturphilosophie an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus. Seit 2009 lehrt sie am Institut für Philosophie der Universität Leipzig. Seit 2012 ist sie Ko-Direktorin (zusammen mit James Conant) des Forschungskollegs Analytic German Idealism (FAGI) in Leipzig. Sie hat u. a. veröffentlicht: *Schöne Lust: Eine Theorie der ästhetischen Erfahrung nach Kant* (Frankfurt/Main 2000); *Quellen des Wissens: Zum Begriff vernünftiger Erkenntnisfähigkeiten* (Frankfurt/Main 2006). – Adresse: Institut für Philosophie, Universität Leipzig, Postfach 920, 04009 Leipzig. E-Mail: akern@uni-leipzig.de

Mein Wiko-Jahr war anders als vorgestellt. Meine Vorstellungen waren solche, wie sie wohl jeder hat, wenn er oder sie ans Wiko kommt.

Die erste Vorstellung war: ein Jahr vollständig der eigenen Forschung gewidmet, die sollte in meinem Fall sein: Die anthropologische Differenz, d. h. die Frage, was unterscheidet den Mensch vom Tier. Der Grundgedanke lautet: Es ist keine einzelne, bestimmte Fähigkeit, die uns vom Tier unterscheidet, es ist auch nicht eine Vielzahl von Fähigkeiten, sondern überhaupt nichts von der Art einer Fähigkeit, oder wenn schon

eine Fähigkeit, dann eine, die mit uns selbst identisch ist. Das, was uns vom Tier unterscheidet – diesen Gedanken wollte ich erforschen, vertiefen, prüfen und verstehen – ist nichts von der Art, das wir haben, oder besitzen, oder das uns in sonst irgendeiner Weise als Eigenschaft zukommt, die darüber hinausgeht, dass wir Lebewesen sind. Das, was uns von den Tieren unterscheidet, das ist der Gedanke, der mich fesselt und interessiert, ist eine andere Form des Lebens, eine andere Art, überhaupt ein Subjekt von Fähigkeiten und Eigenschaften, ein Subjekt von Akten und Vollzügen, was auch immer diese sein mögen – essen, trinken, schlafen, denken, tanzen, springen – zu sein. Dieser Gedanke ist in der Philosophie uralte, Aristoteles hat ihn auf seine Weise formuliert, Kant in anderer Weise, Hegel und Wittgenstein auf ihre Weise. All diese traditionellen Ansätze, den Gedanken der anthropologischen Differenz zu formulieren, sind mit je spezifischen Schwierigkeiten behaftet. Mein Ziel war und ist es immer noch, eine Weise zu finden, diesen Gedanken zu artikulieren, der ihn nicht wie eine steile und nachgerade provokante philosophische These erscheinen lässt, sondern als etwas, das jeder von uns immer schon denkt.

Die zweite Vorstellung war: Die Auseinandersetzung vor allem mit den zahlreichen Biologen, die in meinem Jahrgang am Wiko sein werden, wird eine großartige Gelegenheit sein, diesen Gedanken an der Empirie nicht nur zu erproben, d. h. Klarheit darüber zu bekommen, in welcher Weise die Beschreibungen und Ergebnisse der Biologie – etwa mit Bezug auf die Entwicklung und Einteilung der Arten, oder mit Bezug auf das Verhältnis zwischen einer Spezies und seinen Umweltbedingungen, oder mit Bezug auf das Verhältnis von Norm und Abweichung innerhalb einer Spezies, oder mit Bezug auf die Vorstellungen von Wachstum, die für die einzelnen Arten in verschiedener Weise charakteristisch sind, oder auch überhaupt: mit Bezug auf die Vorstellung von „Leben“ mit der die Biologie arbeitet – in Übereinstimmung oder Konflikt mit meinen philosophischen Überlegungen stehen. Vor allem wollte ich dadurch auch meine eigenen Überlegungen selbst besser verstehen.

Die erste Vorstellung hat sich im Nachhinein als eher unproduktiv erwiesen. Es ist hinderlich zu glauben, dass das Jahr am Wiko die eigene Forschung in der Weise vorantreibt, dass man ganz besonders auf sie fokussiert ist. Ein scharfer Fokus verlangt Ausblendung. Das Wiko ist kein Ort der Ausblendung, sondern das Gegenteil. Die eigene Perspektive wird auf Weitwinkel gestellt. Das Wiko ist auch kein Ort der Abdunkelung. Die nahezu tägliche Begegnung mit Kollegen, die über Dinge arbeiten, die mindestens genauso „interessant“ sind wie die eigene Arbeit, verlangt, dass man sich sein eigenes

Projekt bei hellem Tageslicht anschaut. Vielleicht ein Vergleich: Man kann an seinem Projekt wie an einem Film arbeiten, den ein Beamer an die Wand wirft. Der Film, den der Beamer an die Wand wirft, ist nur zu sehen, wenn es um den Beamer herum dunkel ist. Im hellen Licht dagegen ist das Bild bleich, nahezu unsichtbar. Aber wenn es dunkel ist, dann kommen die Farben und Kontraste intensiv zur Geltung. Man ist versunken in das Bild und nimmt selber nichts anderes wahr als das Bild, das an der Wand leuchtet. Man kann an seinem Projekt aber auch wie an einem Film arbeiten, den ein Fernseher ausstrahlt. Der Film, den der Fernseher zu sehen gibt, gibt er auch zu sehen, wenn es um ihn herum hell ist. Denn das Licht, durch das er sichtbar wird, kommt nicht von hinten, dort, wo man selber ist, sondern von vorne, dort, wo das Bild ist. Es hat eine Weile gedauert, bis ich begriffen habe, dass das Wiko kein Ort ist, an dem man nach der Art eines Beamers arbeitet. Man arbeitet im hellen Tageslicht. Für mich war das neu. Ich habe die erstaunliche Erfahrung gemacht, dass ich es kann. Ich habe mein Buch für die amerikanische Publikation am Wiko nahezu fertiggestellt, heute Abend, wenn nichts mehr dazwischen kommt, schicke ich es an den Verlag.

Von der zweiten Vorstellung hat sich gezeigt, dass sie ziemlich schwierig zu realisieren ist. Das Wiko – der Ort und die Menschen, die es tragen und sich um die Belange der Fellows kümmern und ihren Austausch initiieren – leistet alles, was nur irgendwie denkbar und machbar ist, um diese Form der Lernerfahrung zu ermöglichen. Wir haben ein Jahr Zeit gehabt. Meine Erkenntnis: Es hat fast ein halbes Jahr gedauert, bis Gespräche zustande kamen – sei es im Dienstagskolloquium, sei es außerhalb –, die durch ein ernsthaftes wechselseitiges Interesse bestimmt waren. Ein Grund ist möglicherweise der, dass Menschen nur dann wirklich gut miteinander reden können und an dem interessiert sind, was andere zu sagen haben, wenn sie miteinander befreundet sind. Oder sagen wir es besser so: Wenn sie miteinander befreundet sind, fällt es erheblich leichter, in einem Gespräch allein an der Wahrheit interessiert zu sein und also das Gespräch dafür zu nutzen, gemeinsam nach ihr zu suchen. Und bis Freundschaften entstehen, dauert es eben. Ein anderer Grund ist jedoch auch offenkundig der – und das ist mir in meinem Wiko-Jahr so klar wie nie zuvor geworden –, dass die Philosophie zu einem eigentümlichen Fremdkörper für die meisten Disziplinen geworden ist. Nicht wenige Male ist es mir in der Anfangszeit passiert, dass ich an einen Mittags- oder Abendtisch geraten bin, in dem ich, nachdem ich mich vorgestellt hatte, mit der Mitteilung willkommen geheißen wurde, mit der Philosophie „habe man so seine Probleme“. Das sollte auch immer ein bisschen lustig sein. Ich denke, das Problem ist es wert, überdacht zu werden. Von allen gemeinsam.

Das hat sich vor allem im Dienstagskolloquium gezeigt, aber eben auch an der Schwierigkeit, ins Gespräch zu kommen. Die Philosophie unterscheidet sich ja offensichtlich dadurch von den anderen Wissenschaften, dass sie keinen empirisch gegebenen Gegenstand hat, sondern die Form unseres Denkens über solche Gegenstände untersucht. Da jedes wissenschaftliche Projekt, sei es implizit oder explizit, von einer bestimmten Auffassung von der Form seines Gegenstands bestimmt sein muss, um das, was es untersuchen will, in Angriff nehmen zu können, hat jedes Projekt, in diesem Sinn, eine philosophische Grundlage. Für Philosophen ist es nun ganz besonders interessant, über diese Grundlage von Projekten zu sprechen. Worin besteht sie? Ist sie verständlich? Kann sie das Projekt tragen? Es war für mich doch überraschend zu sehen, dass diese Art der Befragung von Projekten als irritierend wahrgenommen wird. Das Geschäft der Philosophie besteht in nichts anderem. Das führt natürlich dazu, dass Philosophen im Umgang mit solchen Fragen eine besondere Abhärtung haben. Sie sind trainiert in dem Gedanken, dass die eigenen Überlegungen sich möglicherweise, wie Platon es im „Theaitetos“ nennt, als „Wind-ei“ herausstellen. Ja mehr noch, sie machen tagtäglich an sich selber diese Erfahrung. Diese Stärke der Philosophie weiß jedoch, und das ist wirklich überraschend für mich, vor allem die Philosophie zu schätzen. Muss das so sein?